

der früheren Zeit halfen intensiv mit, die schweren Wochen zu bewältigen. Ein Senior aus der Hofgemeinschaft meinte später, durch diesen Unfall und das Mitleid(en) im Dorf seien wir viel schneller heimisch geworden.

Als der Chefarzt nach drei Wochen bei den ersten zaghaften Bewegungen Christians im sog. *vigilen* Koma mir gegenüber spontan von einem „Wunder“ sprach, erinnerte ich mich an dicke Stunden in der Intensivstation, als ich ihm die Hände auflegte und mit dem warmen, aber regungslosen kleinen Körper des Fünfjährigen in Berührung kam, daß ich Kräfte der Heilung durch mich hindurchströmen fühlte, so als bündelte ich stellvertretend die vielen Gebete und Gedanken der Menschen, die für dieses Menschenleben flehten und beteten. Und er wurde gesund bis auf ein taubes Ohr. Biblische Erinnerungen kamen uns immer wieder in den Sinn. Als in der ersten Komawoche noch die Nachricht vom Brand meines elterlichen Bauernhauses hinzukam, las ich den Kindern aus dem Buch Hiob vor – in einer Mischung von Glaubenstrost und Märchenzynismus. Das taube Ohr erinnerte uns später an Jakobs Wunde, die er im Kampf mit Gott(es Engel) davontrug. Und auch die kostbare historische Fassade des Elternhauses konnte noch gerettet werden.

Und dann kamen die Zweifel: Bilden wir uns eigentlich ein, wir seien besonders auserwählt?! Jeden Tag sterben so viele Kinder weltweit. Und fast 500 verbluten im deutschen Straßenverkehr jährlich. Wie soll man da die eigene Rettung feiern können und dürfen?!

Wir verabredeten, mit unserer ganzen Familie eine Exerzitienwoche bei den „Gemeinschaften Christlichen Lebens“ mitzumachen, denen wir am ehesten eine gute Begleitung zutrauten. Und wir wurden reich beschenkt in dieser Woche. Da erst konnte ich innerlich in einem tiefen Reifungs- und Reinigungsprozeß annehmen, daß an *uns* ein Wunder geschehen war. Nicht zur Hervorhebung, sondern zur Verpflichtung: Mit einem geistig oder sonstwie behinderten Kind hätten wir alle unsere Kräfte aufs Zuhause lenken müssen. So aber war es uns geschenkt, weiterhin unsere Energien auch intensiv in die Mitarbeit bei der wachsenden und jetzt

so genannten „Ökumenischen Basisgemeinschaft Wethen“ und – was mich betraf – in die vielen überregionalen und internationalen Kontakte zu stecken.

Wir spürten die Verpflichtung aus dieser Führung innerhalb eines Jahres wichtiger Entscheidungen, Begegnungen, Prüfungen und Rettungen, uns für andere in den Dienst zu stellen, ja auch von anderen in den Dienst stellen zu lassen. Diakonie, Verfügbarkeit und existentieller Einsatz für das Leben und seine Bedrohungen wurden für mich zur Lebensaufgabe! Über unserem Tisch hängt der Spruch „Das Leben feiern!“ – Wir denken nun immer hinzu: „Das Leben feiern und verteidigen inmitten all seiner Bedrohungen“ – aber nicht nur aus eigener Kraft, sondern in der heilenden und gewaltüberwindenden Kraft des Geistes Gottes.

Ein notwendiges Nachwort: Nun ist diese Dichte für uns nicht immer lebbar; es gibt wache und müde, anstrengende und entspannende, wundervolle und zermürbende Zeiten – auch in Ehe und Familie. Die Heranwachsenden haben darüber hinaus vieles in Frage gestellt, was wir an traditionellen Glaubensmustern weitergaben. Aber ich kann wohl für mich sagen: Wir sind sensibler geworden für das Leben und toleranter gegenüber allen überkommenen und neuen Formen, sensibler gegenüber den Lebenszielen und toleranter gegenüber den Lebensstilen; wir sehen verschiedene Bemühungen im Arbeiten, Leben, Wohnen, Erziehen, Beten und Ringen um eine bessere Welt und maßen uns nicht (mehr) an, sie vorschnell einzuordnen, abzu-, „kanzeln“ oder zu verurteilen. Wir vertrauen aber auch mehr als zuvor auf Gottes Weg mit uns, auf unsere Erfahrungen mit diesem „Gott mit uns“.

Erika Weinzierl

Jesus – das Zentrum meines Glaubens

Wie die meisten Österreicher/innen wurde ich (1925 in der Pfarre Wien-Gumpendorf) katholisch getauft, obwohl meine Eltern, beide Lehrer, keine praktizierenden Katholiken waren. Nur mein Vater ist zu Weihnachten und Ostern gelegentlich mit mir in Wiener Kirchen gegangen. In der Volks-

Predigt

Franz Jantsch

Echte Vorbilder im Glauben

Pfarrer Jantsch schildert in diesem Auszug aus einer Predigt, was ihm in seinem Leben und Glauben wichtig war und was er auch für seine Gemeindemitglieder für wichtig hält. red

schule war ich zwar eine brave Religions-schülerin, habe aber eine Prophezeiung unseres Katecheten Broinger (später langjähriger Rektor der Wiener Sängerknaben), ich würde sicher einmal ins Kloster gehen, ebenso rasch wie kategorisch verneint. Im Gymnasium (NS-Zeit) habe ich auch am Mädchengymnasium in der Rahl-gasse so lange freiwillig am Religionsunter-richt teilgenommen, so lang es ihn gab. Weitere Kontakte mit der Kirche hatte ich bis zum letzten Kriegsjahr keine. Damals hatte mich ein Medizinstudent in der Straßen-bahn angesprochen, in der ich als Schaffne-rin (Ringwagen und 5) den zweiten Teil meines „Reichsarbeitsdienstes“ ableistete. Er fragte mich, ob ich nicht Interesse an ei-nem theologischen Vortrag hätte. Ich hatte es und kam auf diese Weise zum ersten Mal in die katholische Hochschulgemeinde Dr. Karl Strobls. Damals hielten bedeutende, zum Teil aus dem „Altreich“ ausgewie-sene Theologen in der Krypta der Peters-kirche Vorträge (z. B. Karl Rahner, Erich Przywara). Sie beeindruckten mich sehr, obwohl ich sie nur zum Teil verstand. Bald wurde ich ständige Besucherin dieser Ver-anstaltungen. Nach einiger Zeit lud mich Dr. Strobl zu einem langen persönlichen Gespräch ein. Zum Abschied schenkte er mir ein Kunstbuch über Michael Pacher. Mit der Zeit nahm ich auch an den Euchari-stiefeier der Hochschulgemeinde teil und wurde schließlich eine überzeugte prakti-zierende Katholikin, die sich 1946 firmen ließ. Ein *Glaubenserlebnis* hatte ich auch bis dahin nicht gehabt.

Als junge Frau war vor einer schwierigen Kieferoperation mit Vollnarkose jedoch mein letzter Gedanke vor der vollen Wir-kung der Narkose: „Jesus!“ Nicht als Bitte um Hilfe und Schutz, sondern als Ausdruck des Gefühls seiner Nähe. Seit damals ist Je-sus das Zentrum meines Glaubens.

Inzwischen hatte ich auch einen ständigen Beichtvater, den Jesuitenpater P. Albert Boegle (Deckname in der NS-Zeit „Onkel Paul“). Ihm erzählte ich, daß ich sowohl mit der Vorstellung des Hl. Geistes als auch des Himmels und der Hölle Schwierigkeiten habe. Onkel Paul sagte daraufhin gelassen, das mache nichts, ich würde es erleben. Das ist allerdings bis jetzt nicht der Fall gewe-sen. Vielleicht mit meinem Tod?

Alle Wahrheit ist bekanntlich konkret. Das heißt: Für unseren Glauben und seine Ent-faltung ist unsere Biographie wichtig. Zu-erst der Anfang und Ursprung. Das meiste bringen wir mit, ist uns schon in die Wiege, das heißt in die Gene gelegt. Wir kommen schon manipuliert auf die Welt. Alle Vorfah-ren leben in uns weiter, die einen mehr, die anderen weniger. In meiner Familie hat es verschiedene Typen nach ihrer religiösen Haltung gegeben. Die einen waren religiöser als die anderen. Die Mütter waren religiös, wenn wir den unsicheren Ausdruck verwen-den wollen, bei den Männern springt es. Mein Großvater mütterlicherseits – der an-dere starb frühzeitig und ich kannte ihn nicht – war ein durchaus religiöser Mensch. Lieber möchte ich sagen ein religiöser Mann. Er hatte verschiedene Berufe gelernt und ausgeübt, am Schluß war er Bauer. Jeden Abend stellte er sich vor das Kreuz in der Stube zum umständlichen Abendebet. Nur wenn wir sehr laut waren, verwies er uns, fuhr aber in seinen Gebeten fort. Er machte große Kreuze über sich und schlug an die Brust, daß es dröhnte. Er war lange Zeit mit Orthodoxen und Juden befreundet und hatte etwas von ihren Formen angenommen. Sonst war er ein Choleriker, durchaus kein weicher Mann. Ein sehr männlicher Typ. Ei-ner meiner Verwandten, ein Enkel des Großvaters, ist zu den Sekten gegangen, weil es ihm in der alten Kirche nicht paßte. Der Großvater war ökumenisch, als man das Wort nicht kannte, ohne seine Identität auf-zugeben. Meine Vorfahren waren alle Mei-ster in irgendeinem Handwerk. Der Groß-vater war gelernter Schuhmacher, hat das Gewerbe aber später aufgegeben. Er war be-lesen und konnte mit Menschen jeden Stan-des sprechen. Der Graf in seiner ersten Hei-